Nr. 525. XXXIV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Sonnabend, 14. Oktober 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Friede in der Elektrizitätsindustrie.

Nachdem die streikenden Schraubendreher schon gestern das Ultimatum der Elektrizitätswerke angenommen hatten, haben sich heute vormittag auch die streikenden Lagerarbeiter löblich unterworfen. Sie sind bereit, am kommenden Montag die Arbeit zu den von den Werken angebotenen Bedingungen wieder aufzunehmen. Damit hört auch die Aussperrung der übrigen Werke auf, so daß die 40,000 teils freiwillig, teils unfreiwillig feiernden Metallarbeiter am Montag an ihre gewohnte Tätigkeit gehen können.

Selbstverständlich erledigt sich damit auch die weitere Androhung der Arbeitgeber, noch eine Reihe anderer Betriebe zu schließen. Der Friede in der Elektrizitätsindustrie wird um so vollständiger sein, als die Gesellschaften erklärt haben, von jeder Maßregelung absehen zu wollen, so daß die Arbeiter ihre früheren Plätze wiederfinden. So ist ein Kampf, der weit mehr um Macht als um Lohn ging, verhältnismäßig schneller beigelegt worden, als man noch vor wenigen Tagen hoffen durfte.

Wir beglückwünschen die Leiter der drei in Frage kommenden Gesellschaften zu ihrem zweifellos errungenen Erfolge. Sie haben den ihnen aufgedrungenen Kampf mit voller Entschiedenheit, aber zugleich im versöhnlichen Geiste geführt. Von vornherein erklärten sie, den Beschwerden der Arbeiter, soweit sie berechtigt waren, abhelfen zu wollen. Sie boten deshalb den unzufriedenen Arbeitergruppen eine wenn auch bescheidene Erhöhung der Lohn- und Akkordsätze. Aber über diese von ihnen selbst gezogene Linie ließen sie sich durch keine Drohungen hinausdrängen. Und als die Arbeiter trotzdem den Streik beschlossen, da drehten sie den Spieß um, indem sie nun ihrerseits den Arbeitern die Tür vor der Nase zuschlugen. Das war nötig, um einmal den Arbeitern zu zeigen, daß sie noch lange nicht die Herren des Produktionsprozesses sind. Doch die leitenden Persönlichkeiten ließen nie den Grundsatz aus dem Auge, daß der Zweck des Krieges die Wiederherstellung des Friedens ist. In dieser versöhnlichen Gesinnung wiederholten sie ihr früheres Anerbieten, nicht mehr und nicht weniger, und dokumentierten damit, daß ihnen nichts ferner liege, als die Arbeiter zu demütigen.

Wir beglückwünschen aber auch die Arbeiter, daß sie das Ultimatum der Gesellschaften angenommen haben, so lange es noch Zeit war. Nach Lage der Dinge konnte ja keinem Einsichtigen verborgen sein, daß die Arbeitgeber in diesem Kampfe die stärkeren waren; ja noch mehr, daß sie nicht bloß die Macht, sondern das bessere Recht auf ihrer Seite hatten.

Das sprach sich auch in der Haltung der öffentlichen Meinung deutlich genug aus. Nichts liegt dem unbeteiligten Publikum ferner, als prinzipiell für oder gegen den einen oder anderen Teil Partei zu nehmen. Im allgemeinen mag die Sympathie für die Arbeiter als für den schwächeren Teil überwiegen; aber eben nur dann, wenn sie wirklich um ihre Existenz kämpfen. So war es beispielsweise beim Bergarbeiterstreik. Diesmal war die Stimmung völlig entgegengesetzt, weil man wußte, daß von einem Streik aus Not nicht die Rede sein könne. Man kann deshalb höchstens behaupten, daß sich die Oeffentlichkeit neutral verhalten habe.

Auf solchem Boden wachsen keine Arbeiterfriede. Das haben auch die Arbeiter glücklicherweise eingesehen. Sie haben die goldene Brücke, die ihnen von den Arbeitgebern gebaut wurde, betreten und kehren um eine Erfahrung reicher an die Arbeit zurück. Man darf hoffen, daß sie nicht so bald wieder einen neuen Streik vom Zaune brechen werden. Mußten sie doch sehen, wie ihr mühsam gesammelter Kriegsfonds ohne Sinn und Zweck in Streikunterstützungen verpulvert wurde.

Und man darf auf einen dauernden Friedenszustand auch deshalb rechnen, weil wir zu den Gesellschaften das volle Vertrauen haben, daß sie ihre Versprechungen, die sie jetzt den Arbeitern gemacht haben, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit halten werden. Gerade die Elektrizitätsgesellschaften haben mit Recht immer den größten Wert darauf gelegt, eine Elite von Arbeitern zu beschäftigen. Sie werden, davon sind wir überzeugt, auch in Zukunft diesen Ruhm sich nicht schmälern lassen wollen.

Der Kampf in der Elektrizitätsindustrie ist von beiden Seiten in anständiger Form geführt worden. Auch die Arbeiter haben sich aller Uebergriffe und Ausschreitungen enthalten. Wenn wirklich die Truppen bereit gehalten worden sind, um etwaige Skandale zu verhindern, so war die Maßregel glücklicherweise völlig überflüssig. Hier zeigt sich der Nutzen der allgemeinen Volksbildung wie der gegenseitigen Schulung der Arbeiter in ihren Organisationen, hier zeigt sich aber auch das Vertrauen zur Staatsgewalt, das alle sozialdemokratischen Wühlhubereien nicht untergraben konnten.

So bedauerlich an sich der Streik gewesen sein mag, so hat er doch die Anschauung bestärkt, daß der Ausgleich der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern praktisch nicht unmöglich ist. Zugleich werden an dem Ausgang des Kampfes auch die Heißsporne der Sozialdemokratie erkannt haben, daß der Generalstreik, dem man in Jena so laute Loblieder sang, nichts anderes ist als ein halb lächerliches, halb bösartiges Idol. Der Versuch, ihn zu verwirklichen, würde von der bürgerlichen Gesellschaft spielend zurückgewiesen werden.

* * *

Wie wir bereits in der heutigen Morgennummer als sicher ankündigten, haben nun auch die streikenden Lagerarbeiter sich zur Uebernahme der Arbeit bereit erklärt. In einer Versammlung, die heute vormittag in den Andreas-Festsälen tagte, machten die Streikführer ihren ganzen Einfluß geltend, um die noch Schwankenden zum Frieden zu bewegen, was auch alsbald gelang. Um 12 Uhr übermittelte dann eine Deputation den Beschluß nach dem Bureau der Metallindustriellen in der Gartenstraße, wo sich schon Dutzende von Unternehmern eingefunden hatten, um die Entschließung der Arbeiter zu vernehmen. Alsbald traten Radfahrer in Aktion, die bereits fertiggestellte Plakate an die dem Verbande der Metallindustriellen angehörenden Betriebe zu überbringen hatten. Der Inhalt der Plakate geht dahin, daß die zu heute angedrohte Aussperrung in den einzelnen Fabriken aufgehoben ist. Kurz nach Mittag hatten die Arbeiter in den einzelnen Fabriken durch Anschlag Kenntnis vom Friedensschlusse erhalten.

Die militärische Lage in Ostafrika.

Man wird wohl die Ansicht der überwiegenden Mehrheit aller Deutschen wiedergeben, wenn man behauptet, daß unser Bedürfnis nach Kolonialkriegen durch den Aufstand in Südwestafrika, der nunmehr fast zwei Jahre dauert, für längere Zeit reichlich gedeckt ist. Das sollte uns aber nicht hindern, unsere Augen vor den Gefahren zu verschließen, die unserer Herrschaft in Ostafrika drohen; es fragt sich doch sehr, ob eine so optimistische Betrachtung der Lage, wie man sie noch neuerdings hier und da hört, vollauf berechtigt ist. Die Unruhen ziehen sich fast schon drei Monate hin, ohne daß bisher ein entscheidendes Ergebnis erzielt ist, und ich möchte nicht sagen, daß es sich um rein örtliche Auffässigkeiten handelt. Daß auch zum ersten Mal seit unserer Inbesitznahme ein religiöses Moment hineinspielt, die Bevölkerung an verschiedenen Stellen durch ihre Priester oder — was dort gleichbedeutend ist — Zauberer fanatisiert wurde, läßt die ganze Lage in noch ernsterem Lichte erscheinen.

Bereits um die Mitte des Juli machten sich bei den Matumbi, südlich der Mündung des Rufiji, Zeichen von Unbotmäßigkeit bemerkbar, zunächst gegen ihre eingeborene Obrigkeit, die Akida. Am 30. Juli kam es dort zum offenen Aufstand, der, nur mühsam von den schwachen Kräften der Schutztruppe unterdrückt, im Laufe von vierzehn Tagen auf die südlicher gelegenen Bezirke Kilwa und Liwale übersprang. Hier fiel ihm Bischof Spieß — vergeblich gewarnt — mit zwei Brüdern und zwei Schwestern der Mission zum Opfer. Das war das Signal für die Nachbarbezirke Donde und Mahenge, wo es bald zu scharfen Kämpfen kam. Die schlecht bewaffneten und bisher für wenig mutig gehaltenen Eingeborenen warfen sich zum Teil unseren Truppen in wildem Ansturm entgegen und erlitten dabei sehr große Verluste. Jedenfalls handelte es sich hier bereits um Haufen von Aufständischen, die in die Tausende gingen, und verschiedene Male kamen die Besatzungen einzelner Orte in zienliche Bedrängnis, bis sie von herbeieilenden anderen Abteilungen befreit wurden. Vor allen Dingen aber haben die bisher erlittenen Niederlagen keinen wesentlichen Eindruck gemacht, da der Aufstand unaufhörlich weitergefressen hat; der Bezirk von Lindi hat unruhige Bewegungen erlebt, im September ist um Iringa herum gefochten worden, sogar ein Teil der Wahehe hat sich erhoben, und auch die Gegenden nach dem Nyasa-See (Bezirk Songea) können nicht als sicher gelten. So haben sich trotz der Gegenwirkung immer stärkerer Teile der Schutztruppe die Unruhen von den südlichen Küstenbezirken beträchtlich weit ins Innere hinein ausgedehnt, und in wesentlichen kann der ganze südliche Teil unserer Kolonie, mehr als 2000 Geviertmeilen, als gefährdet gelten.

Gewiß, zu einem allgemeinen großen Aufstand ist es bisher noch nirgends gekommen, auch haben sich erfreulicherweise die Araber vorläufig noch zuverlässig gezeigt — wie Heudrik Witboi im Anfange des südwestafrikanischen Aufstandes auch — und unsere Schutztruppe an einzelnen Stellen durch Hilfsmannschaften verstärkt; das, was mir an der Lage unbefriedigend zu sein scheint, ist aber der Umstand, daß die energische örtliche Unterdrückung an keiner Stelle genügt hat, die fortdauernde Neigung zum Aufstande gänzlich zu unterdrücken, daß dieser vielmehr wie ein schwelendes Feuer unter der Asche weiterglimmt und scheinbar um sich greift. Ein einziger Mißerfolg unserer Schutztruppen an einer Stelle kann unberechenbare Folgen haben. Nun sind bereits recht ansehnliche Teile unserer zurzeit dort befindlichen Waffenmacht — wie gesagt ohne durchgreifenden Erfolg — in aufreibender Arbeit. Ihre ich mich nach den spärlichen Nachrichten nicht, so handelt es sich um 9 bis 10 Kompagnien und um 150 bis 200 Mann der Matrosendetachements. Es ist doch sehr die Frage, ob wir aus dem übrigen, bei weitem größeren Teile unserer ostafrikanischen Besitzungen, die ja schwach genug gesichert sind, noch Verstärkungen in die südlichen Distrikte heranziehen können. Darum möchte es der Ueberlegung wert sein, ob es nicht der Vorsicht entspräche und schließlich auch weniger kostspielig wäre, wenn man schon jetzt aus der Heimat und durch Werbung in Afrika etwa 1000 Mann weiterer Verstärkung nach Ostafrika überführen würde. Für die dortigen Verhältnisse ist das schon eine ansehnliche Macht, und es kann auf die schwarze Bevölkerung abschreckend wirken, wenn eine solche Masse rechtzeitig eintraße; anderenfalls genügt vielleicht das Vielfache dieses Aufgebots nicht mehr. Die Zustimmung des eventuell verfrüht einzuberufenden Reichstages wäre einer solchen Maßnahme weiser Vorsicht sicher.

Ich möchte überhaupt glauben, daß wir auch in Ostafrika in die kritische Periode unserer Herrschaft eintreten. Je mehr infolge des Aufhörens der Sklavenjagden, durch die Herstellung von Frieden und Ruhe die Bevölkerung im natürlichen Lauf der Dinge anwächst, je mehr dadurch dem einzelnen der Ellenbogenraum beschränkt wird, je mehr demzufolge der Neger anfangen muß zu arbeiten, um leben zu können; je mehr andererseits die deutsche Verwaltung in die bisherigen Gewohnheiten der Urbevölkerung eingreift, sie mit Hüttensteuer und Wegearbeiten belästigt, um so mehr muß sich allmählich eine Gegenströmung bemerkbar machen, der Kampf des Alten gegen das Ungeschick und macht den dritten Akt ungenießbar. Im besonderen spielt der Kaiser bei diesen Vorgängen eine ganz unmögliche Rolle. Was Siegfried Wagner gewollt, was ihm bei diesem Texte vorgeschwebt hat, kann man nur vermuten; zur künstlerischen Tat ist es nicht geworden. Keine der Figuren hat wirkliches Leben, der angebliche Bruder Lustig ist erst ein Raufbold, dann ein larmoyanter Geselle. An die Hexe und ihren Spuk sollen wir glauben; aber nichts ist getan, um eine Brücke von der prosaischen Wirklichkeit in die Märchenwelt zu schlagen, wir erleben keine Dichtung, sondern „Theater" im bedenklichsten Sinne des Wortes. Wie in Heinrichs großer Solofzene die verpönte Arie (wenn auch nicht formell) fröhliche Auferstehung feiert, so sind für die Fortführung der Handlung skrupellos die Requisiten der alten Oper verwendet, nur nicht mit dem technischen Geschick wie bei Verdi oder Meyerbeer. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das alles anempfunden und dem Effekt zuliebe zusammengebracht ist, trotz einzelner gelungenen Momente, die auch für dramatische Begabung zeugen. Es würde zu weit führen, auf die Sprache des Buches einzugehen, die sich in Neubildungen wie „peinen" (für Pein erregen) oder „umwahnen" gefällt. Darum brauchte der große Richard nicht zu kämpfen und zu leiden, wenn das nun dem deutschen Volk als nationale Kost geboten werden soll!

Dem kindlichen Texte gegenüber ist Siegfrieds Musik entschieden etwas Reifes; schade nur, daß sie stillosser und in der Erfindung unbedeutender denn je ausgefallen ist. Drei Elemente lassen sich in ihr unterscheiden. Da sind zunächst die moderne dramatische Floskel, das lockere motivische Gespinnst, das sich bequem weiterschieben läßt, der Sprechgesang, die Orchesterfarbe, Dinge, die dem Komponisten zu Gebote stehen, in denen er aber weder originell noch besonders glücklich ist. Er braucht sie bald aus Verlegenheit, bald sozusagen aus Anstand. Dann tauchen volkstümliche Motive und Wendungen auf. Auch sie sind etwas Gewolltes und schießen deshalb in ihrer Trivialität oft über das Ziel hinaus. Und

„Bruder Lustig."

Erstaufführung am Hamburger Stadttheater.

Hamburg, 13. Oktober.

Wer die Entwickelung Siegfried Wagners verfolgt hat, brauchte nicht ohne Hoffnung zu sein. Das Erstlingswerk „Der Bärenhäuter" hatte hübsche Züge, es war nicht ohne Poesie und verriet Sinn für volkstümliche Wirkungen. Und für ein Erstlingswerk war es merkwürdig reif und bühnengewandt. Die folgenden Opern „Herzog Wildfang" und „Kobold" zeigten eine Abnahme, eine Verflachung statt Vertiefung dessen, was man als individuell hätte ansprechen können. Für Siegfried Wagner galt es ein Vermeiden der Spuren seines großen Vaters; aber er experimentierte, er versuchte nach rechts und links um das Musikdrama herumzugehen, nicht in einer bestimmten, klar erkannten Richtung, die ihm seine Natur vorgezeichnet hätte. Immerhin bargen die folgenden Arbeiten entwickelungsfähige Keime, und die Technik wurde in mancher Beziehung freier, selbständiger, das Ausdrucks-Vermögen vielseitiger. Nun wurden wir gestern mit einer neuen Schöpfung bekannt, die, leider muß es gesagt werden, keinen Fortschritt bedeutet. Wohl hat sich Siegfried Wagner neue Probleme gestellt; aber sie lagen ihm nicht, und er hat sie nicht zu lösen verstanden. Ich habe die Parallele Siegfried—Richard stets abgewiesen und mich bemüht, ihn als eine selbständige Erscheinung zu betrachten, unbefangen wie jeden beliebigen Musiker. Aber man hat jetzt einen erfahrenen Autor vor sich, und es liegt kein Grund mehr vor, ungerechter Beurteilung durch Nachsicht vorzubeugen.

Siegfried Wagner hat nicht nur praktische Erfahrung, sondern auch ausgesprochene Begabung für das Bühnenmäßige. Das hat er auch als Regisseur in Bayreuth bewiesen. Umsomehr darf man sich wundern, daß er die erste Bedingung, die Wahl eines guten Textbuches, nicht genügend beachtet. Es scheint, daß er darauf verzichten muß, sich selbst die Texte zu dichten, wenn er sein musikalisches Talent, das unbestreitbar ist, ins rechte Licht setzen will. Die Geschichte vom „Bruder Lustig" ist unglücklicher gestaltet als alle früheren Textbücher, ja sie ist geradezu unmöglich. Die Handlung führt uns ins Mittelalter. Heinrich von Kempten flieht in seine Vaterstadt, weil er sich nach einem im Streit begangenen Totschlag an der Person des Kaisers vergriffen hat, um Straflosigkeit zu erzwingen. Den Häschern weiß er zu entgehen, und nun entspinnt sich mit Hilfe einer zauberkundigen Hexe ein Liebesspiel, in dessen Mittelpunkt der Verfehmte steht. Ein schon lange geliebtes Mädchen sucht er zu gewinnen, aber Motive, die nur unklar angedeutet, führen ihn einer anderen zu. Allerhand Märchenspuk und mittelalterlicher Hexenglaube und Hexenfurcht treiben ihr Wesen. In der Andreas-Nacht läßt sich Walburg, die eigentlich den Heinrich liebt, geheimnisvoll durch Zauber mit einem anderen verkuppeln; schon am Hochzeitstage aber merkt der Gatte, welchen Mächten sein Weib verfallen, und will sie zur Rechenschaft ziehen. Da nimmt sich Heinrich schützend ihrer an, entdeckt seine wahre Neigung und flieht mit Walburg in eine Kapelle, wo er sich gegen den Fluch der Kirche verschließt. Nun beginnt er zu philosophieren. Halb Kraftmensch, halb reiner Tor (vergleiche Siegmunds „Jongleur de Notre Dame") setzt er sich mit der Jungfrau, dem Christuskinde und den Heiligen zu seinen Gunsten auseinander und sieht sie im Traume seine Partei nehmen. Walburg liegt bereits seit Beginn der Szene und schläft; frommer Gesang eines unsichtbaren Chores und ein lebendes Bild à la „Hänsel und Gretel" beschließen effektvoll den Akt. Inzwischen hat der Kaiser der Stadt, die den Rebellen beherbergt, Fehde angesagt. Seltsamerweise erscheint er vor den Toren zu Fuß und ohne Begleitung, sodaß die Bürger einen Anschlag auf ihn ausführen können. Heinrich befreit ihn und sichert sich dadurch Begnadigung und die Erfüllung seiner Wünsche. Was dann alles aufgeboten wird, um Walburg Heinrich ihr Jawort geben zu lassen und die dem Zuschauer längst nicht mehr zweifelhafte Lösung herbeizuführen, zeugt von großem